

TAMARA SCHMID



Siegetitel
digi:talents
Schreibwettbewerb
Romantasy 2018
S//EEK

LENTOLIA

GLASGLANZ



Ich sehe den großen Torbogen, durch den man in die Unterschicht gelangt. Der in die Mauer eingelassene Durchgang ist riesig und dunkel und kommt mir bedrohlich vor.

Die Bezirke werden durch ringförmig angelegte Mauern getrennt, die alle gerade so hoch sind, dass man nicht darüber klettern kann. Oben drauf befindet sich zur Sicherheit noch eine Menge Stacheldraht.

Pro Ring gibt es acht Grenzübergänge. An diesem hier stehen sechs Stifter. Vier von ihnen kontrollieren die Leute, die in die Norm wollen, die anderen zwei sind dafür zuständig, diejenigen zu erfassen, die in die Rotte gehen. Das Statement ist klar: Wer in die bessere Schicht will, muss sich auf stärkere Kontrollen gefasst machen.

Die breite Straße, durch die später auch die Parade ziehen wird, trennt mich noch vom Übergang zur Rotte. Und diesen Sicherheitsabstand halte ich bewusst ein.

Nach ein paar Minuten habe ich mir die Route eingeprägt und verstaue das Blatt in meiner Tasche.

Der Riemen drückt wirklich sehr angenehm in meine Schulter.

Meine Laune ist im Keller.

Ich zwingen mich, gelassen am Grenzübergang vorbeizugehen. Am Gründungstag dürfen Rotter ihren Ring nicht mehr verlassen. Wenn die Parade später hier und an allen anderen Grenzen zur Rotte vorbeikommt, wird es nur so wimmeln von Rottern, die einen Blick auf die Regentin erhaschen wollen. Dabei wird es viele geben, die voller Furcht vor ihrem Regime sind, andere voller Zorn über die Verhältnisse, in denen sie leben müssen, und wieder andere werden voller Hoffnung sein. Sie denken, dass sich irgendwann etwas an ihrer Situation ändern könnte. Dass sich das Blatt für sie wenden wird.

Noch nie habe ich gehört, dass jemand aus der Rotte wieder herauskam. Man kann von der Norm in die Güte aufsteigen - angeblich. Aber wenn du einmal bis ganz nach unten degradiert wurdest, hast du deine Chance auf einen Aufstieg vertan.

Mein Magen krampft sich schmerzhaft zusammen, als ich an Melinda denke. Wir sind seit der ersten Klasse zusammen in die Schule gegangen, saßen immer nebeneinander. Wir haben sogar im selben Haus gewohnt und waren die besten Freundinnen. Bis vor drei Jahren, kurz vor unserem Abschluss. An einem Tag im August kam sie nicht zur Schule.

Ich dachte, sie wäre krank, doch als ich nachmittags zurückkam, standen so viele Stifter vor unserem Haus, dass ich sie gar nicht alle zählen konnte. Auch Melindas Eltern waren da, festgenommen und mit Blutergüssen auf Armen und Wangen. Besonders Melindas Vater sah schlimm aus. Blut lief aus einer Wunde an seiner Schläfe, seine Unterlippe war aufgeplatzt, eines seiner Augen zugeschwollen.

Ich weiß noch, dass ich ein paar Meter entfernt stehen geblieben bin und nur gestarrt habe. Nicht fähig mich zu bewegen. Die Eltern meiner besten Freundin haben mich gesehen und stumm den Kopf geschüttelt. Dann war da plötzlich Melinda. Sie wurde von zwei Stiftern aus dem Haus und die Treppe hinunter gezerrt, wehrte sich mit Schreien, mit Tritten.

Sie biss in die Arme der Stifter, beschimpfte sie und spuckte. So hatte ich sie noch nie erlebt. Irgendwann trafen sich unsere Blicke und Melinda verstummte. Unendliche Angst und Trauer standen ihr ins Gesicht geschrieben und sie sagte ein Wort. Ein einziges, kleines Wort: »Lauf.«

Und ich lief. Wie in Trance.

Bis ich sie wieder schreien hörte. Ich drehte mich um. Einer der beiden Stifter hatte sie losgelassen und hob seinen Schlagstock. Ein dumpfer Laut war zu hören, als er ihn gegen ihren Kopf donnerte.

Das nächste Geräusch dröhnte in meinen Ohren.

Es war das von Melindas Kopf, der hart auf der Kante der letzten Stufe vor unserem Haus aufschlug.

Die letzte Stufe. Sie verfolgt mich seit drei Jahren, bewirkt, dass sich mein Magen verkrampft.

Melindas Augen waren weit aufgerissen. So viel Blut. Die verzweifelten Schreie ihrer Eltern erschütterten mein ganzes Sein.

So schnell ich konnte, bin ich weggerannt, und hab mich erst nach einigen Stunden nach Hause getraut.

Später habe ich erfahren, dass sie in die Rotte verbannt wurden. Die ganze Familie. Der Grund für die Degradierung war, dass Melindas Vater schwer krank geworden war. So krank, dass er seinem Beruf in der Metallmanufaktur nicht mehr nachgehen konnte. Eine Zeit lang gelang es ihm, das zu vertuschen. Aber irgendjemand muss ihn bei seiner Arbeitsstelle verpiffen haben. Kannst du nicht arbeiten, bist du wertlos für das System. Bist du wertlos für das System, ist dein Platz in der Rotte.

Seither habe ich nichts mehr von Melindas Eltern gehört. Ich schäme mich, sie nach dem grausamen Tod ihrer Tochter nie besucht zu haben. Schon damals hatte ich schreckliche Angst vor der Rotte und dass sie das Leben meiner besten Freundin gekostet hat, macht es mir noch schwerer, an diesem Tor vorbei zu gehen.

Einige Leute stehen an, um in die Rotte zu gelangen. Ob sie heute kontrollieren, weil Gründungstag ist? Ich sehe eine Mutter mit ihrem kleinen Sohn an der Hand. So verkrampft wie sie zudrückt, tut sie ihm bestimmt weh, doch er starrt nur gebannt auf die Stifter.

»Wieso werden wir kontrolliert? Ich meine, wir gehen doch bloß in die Rotte«, höre ich die Frau sagen, als ich hinter den Anstehenden vorbeigehe.

»Zusätzliche Sicherheitsmaßnahmen aufgrund der heutigen Parade«, antwortet der Stifter knapp und ich höre deutlich seinen genervten Tonfall heraus.

Also habe ich richtig getippt.

Tief durchatmen. Fauna, du schaffst das. Was soll schon passieren?

Nichts, außer dass ein verrückter Irrer aus der Rotte zu dir laufen und dir eine Kanüle voll Blei in den Arm rammen könnte.

Wenn's sonst nichts ist.

Ein grässlicher Gestank reizt meine Nasenschleimhaut. Wo kommt der nur her?

Die Antwort erhalte ich schneller als mir lieb ist, als ich einer Gruppe Kanalarbeitern ausweichen muss. Ihre dunkelgrauen Latzhosen sind von oben bis unten verdreckt und ihre Stiefel geben bei jedem Schritt ein schmatzendes Geräusch von sich. Die meisten von ihnen haben nicht einmal Schnürsenkel. Klar, dass das einer der niederen, schlecht bezahlten Berufe ist, die nur Rotter ausüben. Mit meinem Blick verfolge ich sie und sehe, dass sie ebenfalls durch die Grenze müssen, an der die Frau mit ihrem Kind angestanden

hat.

Ich beschleunige meine Schritte und vergrößere den Abstand zu ihnen. Hoffentlich geht der Tag schnell vorbei.

Ich wusste schon, warum ich diesen Bezirk der Stadt gemieden habe. So nahe an der Rotte ist es fast, als wäre ich mittendrin. Na ja, jedenfalls stelle ich es mir so vor.

Laut Plan muss ich die Nächste rechts. Ich biege ab und wäre beinahe über ein Bündel Stoff gestolpert. Doch dann bewegt es sich und ich erkenne, dass es ein Mensch ist. Der Größe nach zu urteilen wohl ein Kind.

Meine Furcht, an einer Stelle länger stehen zu bleiben als nötig, siegt über das Mitleid, das ich für den Kleinen empfinde und haste vorüber. Und endlich, ein paar Meter weiter, bin ich an der ersten Adresse.

Ich krame in meiner Tasche nach dem Arbeitsheft, in dem steht, dass ich einen Umschlag übergeben muss. Diesen habe ich schnell parat, atme noch einmal tief durch und klopfe an.

Als sich die Tür öffnet und eine alte Frau vor mir steht, erlaube ich mir ein klein wenig Entspannung.

»Guten Tag, Kurierdienst!«, stelle ich mich extra laut vor. Keine Ahnung, ob sie noch gut hören kann.

Abwartend sieht sie mich an.

»Post für Sie.«

Die Dame nimmt den Umschlag kommentarlos entgegen und schaut ihn einige Sekunden lang verwirrt an.

»Stimmt etwas nicht?«, frage ich. Meine Arbeit wäre getan, aber irgendetwas an ihrer Haltung und an der Art, wie sie den Brief ansieht, hält mich davon ab, einfach zu gehen.

»Ja, ich habe meine Brille verloren und frage mich nun, ob Sie vielleicht ...« Die alte Frau spricht ihren Satz nicht zu Ende, aber ich weiß auch so, worauf sie hinauswill. Mir ist nicht ganz wohl bei der Sache, schließlich geht mich der Inhalt der Sendungen nichts an.

Trotzdem kann ich die arme Alte nicht einfach so hier stehen lassen. Langsam nehme ich ihr den Umschlag aus der Hand und öffne ihn. Nur ein einzelnes Blatt Papier liegt darin. Ich ziehe es heraus, entfalte es und beginne damit, es ihr vorzulesen. Allerdings nur so laut, dass es sonst keiner hört, sie mich aber hoffentlich noch verstehen kann.

»Liebste Gwenn, sie haben mich erwischt. Wir sehen uns drüben. In Liebe, dein Edgar.«

Erst als Tränen in die Augen der Frau treten, wird mir der Inhalt der Worte bewusst, die ich da gerade vorgelesen habe. Wird ihr Mann hingerichtet? Oder noch schlimmer, verbannt?

Doch dann zuckt beinahe unmerklich einer ihrer Mundwinkel nach oben und für einen kurzen Moment glaube ich, ein Lächeln zu sehen.

Unmöglich, oder? Freut sie sich, dass ihr Mann fort ist?

»Danke, Liebes«, sagt sie, nimmt mir den Brief aus der Hand und drückt das Papier lächelnd an ihre Brust.

Meinen fragenden Blick scheint die sich schließende Tür nicht mit einer Antwort belohnen zu wollen. Was hat diese Nachricht bloß zu bedeuten?

Als nächstes klopfe ich bei einem übel riechenden Kerl, der mir doch tatsächlich das Päckchen aus den Händen reißt und danach die Tür zuschlägt. Ich glaube, er wollte mir die Nase brechen.

Bei einer anderen Behausung muss ich ewig klingeln, bevor mir jemand öffnet, so laut brüllen die Kinder im Inneren. Als ich das Schild *Kinderheim* an der Hauswand entdecke, wundert mich nichts mehr. Die Frau, die mir öffnet, sieht fertig aus. Fertig und ohne Ende genervt.

Sendung für Sendung bringe ich hinter mich. Zum Glück führt mich meine Route nicht in die Rotte, ihre Grenze bleibt allerdings die ganze Zeit in meinem Sichtfeld. Zu gerne wende ich mich in die entgegengesetzte Richtung. Immer wieder sehe ich in die Straßen der Norm. Ihr Anblick beruhigt mich auf seltsame Weise.

Hier zu leben, zu wissen, dass man nur ein paar Meter von der Rotte entfernt ist, muss grauenhaft sein.

Dann, endlich, ist meine Schicht vorbei und ich mache mich auf den Rückweg zum *Kurier*.

Drittes Kapitel

Mir tun alle Knochen weh, als ich endlich beim *Kurier* ankomme.

Dismas kontrolliert meine Tasche und beäugt mich argwöhnisch. »Alles ausgeliefert?«

»Ja.«

»Wirst du nochmal zu spät kommen?«

»Ja - äh, nein. Ich meinte *nein*.«

»Gut. Einen freudvollen Gründungstag und jetzt hau ab.«

»Mhm. Ebenso.«

Draußen lasse ich geräuschvoll die Luft aus meinen Lungen strömen. Nichts wie nach Hause!

Im Gehen werfe ich noch einen Blick auf die Kurieruhr.

Das kann nicht wahr sein! Ich bin jetzt schon zu spät! Schon wieder. Mirja hasst Unpünktlichkeit.

Wenigstens ist meine Tasche wieder leer, sodass ich besser rennen kann.

Viele Zentolianer sind unterwegs zum Turm. Alle haben sich schick gemacht und ihre sauberste Kleidung angezogen. Mühsam bahne ich mir meinen Weg durch den Strom aus Grautönen.

Ob Mirja schon ohne mich los ist? Bestimmt nicht.

Auf der Außentreppe zu unserem Haus stolpere ich über meine Füße und hätte mir um ein Haar doch noch die Nase gebrochen. Vollgepumpt mit Adrenalin betrete ich unsere Wohnung, die Tür knallt hinter mir zu.

»<Tschuldigung!«, rufe ich und meine damit mein Zuspätkommen und den Krach.

Keine Antwort.

»Hallo? Mirja?«

Nichts.

Alle Zimmer sind leer. Na großartig. Sie ist echt schon vorgegangen. Ärger darüber, dass sie nicht auf mich gewartet hat, macht sich in mir breit.

Eilig schlüpfe ich in mein einziges Kleid. Es verdeckt gerade noch meine Knie, ist hochgeschlossen und hat halblange Ärmel. Ich stehe so unter Strom, dass ich die Knöpfe fast nicht zubekomme. Wenigstens ist es ein Kleidungsstück, das mir ausnahmsweise mal passt und nicht viel zu groß ist. Als ich mir das Ergebnis im Spiegel ansehe, bin ich nicht mehr sicher, ob das auch gut ist. Mein kindlich wirkender Körper kommt so richtig schön zur Geltung. Der Traum einer jeden jungen Frau. Da sind mir Mirjas Klamotten einfach lieber.

Hoffentlich finde ich Mirja schnell, damit sie meine Laune aus der Rotte holen kann.

Mit Schrecken fällt mir das Windspiel neben der Schatulle auf. Mirja hat es also wirklich vergessen! Eilig öffne ich das Fenster und hänge es an den Haken, der daneben an der Hauswand befestigt ist.

Dann verlasse ich die Wohnung. Hinter mir knallt die Tür zu. Ich kann Mirja förmlich